

**68. Europäischer Wettbewerb 2021**

**Digital EU – and YOU?**

**Modul 5: Kreativ in der Krise**

Karolina Kuntz

## **Samer**

Die ersten fünf Minuten des Jahres 2020 verbrachte Samer damit zu weinen. Und wie jedes Jahr versprach er sich, dass in diesem Jahr alles anders werden würde.

Doch er hätte niemals gedacht, wie sehr die Welt sich in so kurzer Zeit verändern würde. Wer hätte das schon. Ihm war bis zum Freitag, dem 13. März, nicht klar gewesen, wie groß die Einschränkungen werden würden. Die Lehrer hatten zwar über mögliche Schulschließungen geredet, aber obwohl der Großteil der Klasse darauf gehofft hatte, hatte doch niemand ernsthaft damit gerechnet.

Zunächst freute Samer sich über die Ferien. Er war mehr als nur zufrieden damit, sich um seine kleinen Geschwister zu kümmern, wenn das bedeutete, dass er nicht mehr in die Schule musste.

Mittwochs erfuhr er, dass die Lehrer ihnen Onlinearbeitsaufträge bis zu den Osterferien schicken würden. Und freitags sagte seine Mutter ihm, dass sie ihren Job verloren hatte.

Nach einer wunderbaren Woche von ignorierten Verpflichtungen, Videospiele und Fußballspielen mit seinen Geschwistern und Cousins im Hof hinter ihren Wohnungen wurde Samer so leider klar, wie schwierig die Situation für ihn war. Er musste sich den Laptop der Familie mit seinen drei Geschwistern und seiner Mutter teilen, also konnte er nicht immer auf alle Schulmaterialien zugreifen. Und online verstand er noch weniger als im normalen Unterricht. Deswegen gab er endgültig seine Chancen auf eine Versetzung in die Elfte auf.

Stattdessen half er seinen Geschwistern, die ebenso überfordert mit ihrer Schularbeit waren wie er. Im Grunde machte er das gerne. Es fühlte sich gut an, ihnen zu helfen, und er wusste auch, dass seine Eltern mit ihren begrenzten Deutschkenntnissen das nicht tun konnten. Aber gleichzeitig hatte Samer ein schlechtes Gewissen, weil er sich nicht mehr für seine eigenen Aufgaben anstrebte. Er wollte nicht, dass die anderen Recht hatten, wenn sie ihn dumm und faul nannten.

Währenddessen versuchte seine Mutter, einen neuen Job zu finden, und sein Vater arbeitete Tag und Nacht. Er war in Syrien als Chirurg ausgebildet worden und hatte hier eine Stelle als Altenpfleger bekommen. Dadurch war er „systemrelevant“. Auf einmal. Er machte ständig Witze darüber, dass die deutschen Politiker den Pfl egenotstand ignoriert hatten, bis sie auf einmal alle zur Risikogruppe eines neuen Virus gehörten. Samer bewunderte ihn dafür, dass er noch lachen konnte, obwohl er so überarbeitet war. Aber das war schon immer seine Art gewesen, mit dem Leben umzugehen.

Samers Mutter hatte sich, bis sie nach Deutschland kamen, nur um die Kinder gekümmert. Hier hatte sie auch angefangen zu arbeiten, damit sie die Familie ernähren konnten – als Bedienung in einem Hotelrestaurant. Dass ihr Gehalt jetzt plötzlich fehlte, machte ihr Sorgen. Egal wie viele Bewerbungen sie schrieb, immer hieß es, die momentane Situation sei zu unsicher und man könnte keine neuen Mitarbeiter mehr einstellen. Samer wusste nicht, ob das anders gewesen wäre, wenn sie eine Deutsche gewesen wäre. Es gab wohl auch keinen Weg, das herauszufinden. Aber er fand es unfair, dass seine Mutter trotz ihrer Bemühungen keinen Erfolg hatte. Manchmal glaubte er, dass

sie die ganze Situation am meisten beschäftigte. Eigentlich verständlich, denn auch wenn Samers Vater so gestresst und überarbeitet war, hatte sie die Folgen vermutlich am härtesten zu spüren bekommen.

Es war bewundernswert, wie gut seine Mutter damit umging. Sie hatte einen toten Bruder und staatstreue Eltern in Syrien zurückgelassen und jetzt drohte ihr, die mühsam aufgebaute Existenz in Europa auch genommen zu werden. Aber statt aufzugeben, versuchte sie, doch irgendwie einen Job zu finden. Wieder und wieder. Abends saß sie oft bis zwei Uhr nachts am Tisch in der Küche und füllte irgendwelche Formulare am Laptop aus, weil Samer und seine Geschwister den Laptop tagsüber für die Schule brauchten.

An einem Abend setzte Samer sich zu ihr. Er konnte nicht schlafen, weil er in letzter Zeit wieder mehr Albträume gehabt hatte.

„Hallo. Warum bist du denn noch wach? Du solltest schlafen gehen“, sagte seine Mutter und lächelte ihm müde zu. Dann vertiefte sie sich wieder in den Formularen. Samer war überrascht, dass sie nicht strenger war. Er wollte wieder gehen, doch dann überlegte er sich es anders. „Mama?“

„Hm?“ Sie sah noch einmal auf.

„Wie schaffst du es, mit allem umzugehen?“

Sie lächelte schwach. „Ich weiß es nicht. Vielleicht, weil ich muss. Für euch.“

Samer sah sie zweifelnd, aber vor allem überrascht an. „Für uns?“

Seine Mutter nickte. „Ich hab euch lieb, das gibt mir Stärke. Genauso wie mein Glaube an Gott und an eine bessere Zukunft. Ich muss den Job finden, für uns alle. Das werde ich nicht aufgeben. Und bitte tu du das auch nicht. Gib nicht auf.“

Samer wusste nicht genau, wie er darauf antworten konnte. „Ich habe nicht aufgegeben, Mama.“

„Du weißt, was ich meine. Versuch, deine Schulaufgaben zu machen. Auch wenn es nicht perfekt wird, versuch es wenigstens. Ein guter Abschluss ist wichtig“, sagte sie und warf einen Seitenblick auf den Laptop.

Samer seufzte, dann lächelte er schwach. „Meinetwegen...“

„Super. Und jetzt schlaf gut“, sagte seine Mutter.

## **Jane**

Als Jane am Morgen des 5. Aprils aufwachte, kratzte ihr Hals. Ihr erster Gedanke war, dass sie Corona hatte. Eigentlich hatte sie sich vorsichtig verhalten, also war das nicht besonders wahrscheinlich, aber man konnte ja nie wissen.

Vor allem war Jane genervt. Es war, als hätte das Universum etwas gegen sie. Da würde es passen, wenn sie genau vor der Heimreise zu ihrer Mutter in Manchester krank wurde. Unabhängig davon, ob es jetzt Corona oder eine Erkältung war. Janes Vorstellungen von ihrem Studium in Deutschland

hatten sich sowieso, um es vorsichtig auszudrücken, etwas von der Realität des Jahres 2020 unterschieden.

Für drei Tage schaffte Jane es, das unguete Gefühl zu ignorieren. Am Morgen des 8. Aprils jedoch waren ihre Halsschmerzen fast unerträglich und sie hatte Fieber. Ihre Mitbewohnerin Lena fuhr sie also zum Arzt, um einen Test machen zu lassen. Vier Tage später kam das Testergebnis positiv zurück. Erstaunlich spät, wenn man bedachte, dass Jane bereits zwei Tage früher ins Krankenhaus eingeliefert wurde.

Durch ihre diversen Vorerkrankungen war Jane eigentlich bewusst gewesen, wie gefährlich das Virus für sie war. Sie hatte damit gerechnet, im Falle einer Infektion ins Krankenhaus zu müssen.

Was Jane nicht bewusst gewesen war: Sie hatte plötzlich viel zu viel Zeit, um nachzudenken.

Während sie um Luft kämpfte, als würde sie einen Marathon laufen, rasten ihre Gedanken.

Würde sie überleben? Das war die erste und wichtigste Frage. Irgendwie logisch. Der Tod an Corona war wohl ziemlich einsam. Jane durfte wegen der Infektionsgefahr keinen Besuch empfangen. Sie vermisste ihre Freunde und mehr noch ihre Familie in Manchester. Die hatte sie seit einem halben Jahr nicht mehr gesehen. Jetzt wusste sie nicht einmal, ob sie sie jemals wieder sehen würde.

Jane wusste nicht, ob sie jemanden infiziert und damit vielleicht hundert anderen Menschen das gleiche Schicksal gebracht hatte. Sie hatte sich bemüht, sich vorsichtig zu verhalten. Zum Glück hatten viele andere das Gleiche getan. Aber weil manche das nicht taten, war die Pandemie einfach nicht zu kontrollieren. Dabei war das Prinzip, die Schwächeren zu schützen, doch nicht so schwer zu verstehen. Egal ob es um die Masernimpfung, eine Maske oder den Malleurlaub ging.

Jetzt dachte Jane darüber nach, ob sie jemals wieder nach Hause kommen würde. Wo auch immer das war. Ihre Heimat war England. Ihre Heimat war Deutschland. Ihre Heimat war Europa. Aber ob sie in Zukunft weiter so problemlos zwischen England und Deutschland reisen könnte, wie sie es die letzten zehn Jahre getan hatte, hing davon ab, ob es trotz des Chaos durch Corona einen Brexitdeal geben würde.

Würde sie in Zukunft überhaupt normal leben können? Diese Frage war für Jane jetzt natürlich viel drängender und komplizierter geworden. Aber es ging ihr nicht alleine um das Überleben des Virus. Die Frage hatte Jane schon beschäftigt, seit sie mit neun Jahren die Bilder der gekenterten Öltanker in den Nachrichten gesehen hatte. Das war der Fluch ihrer Generation, dachte sie. Sie wurde von klein auf den ganzen Tag mit neuen Nachrichten überflutet. Es wäre leichter, die Dinge zu ignorieren, wenn man nichts davon wusste.

Würden die Folgen des Klimawandels die Welt zerstören? Würden die Folgen des Lockdowns die Wirtschaft zerstören? Und würde der Brexit Janes Familie zerstören? Auf eine Art hatte er das ja schon getan. Ihr Vater sprach nicht mehr mit ihren britischen Großeltern, seit sie für den Austritt aus der EU gestimmt hatten.

Die Statistiken der vergangenen Wochen ratterten durch Janes Kopf. Sie wusste nicht mehr, wie viele Coronapatienten die Krankenhausbetten und Pfleger noch aushalten würden. Janes Meinung nach war jeder einzelne schon zu viel. Warum war es so schwer zu atmen?

Eine von Janes schlimmsten Ängsten war tiefes Wasser. Sie konnte gut schwimmen, doch sie hatte schreckliche Angst vor dem Ertrinken. Sie hatte durch das Asthma schon früh erfahren, wie es sich anfühlte zu ersticken, aber das langsame Versinken stellte sie sich extrem grausam vor. Genauso grausam war ihre Hilflosigkeit jetzt gerade. Sie saß wochenlang im Krankenhaus fest, während ihre Freunde online ihr Studium fortsetzten und ihre Eltern hunderte von Kilometern entfernt waren. Und sie konnte nichts tun, außer zu atmen. Noch nicht einmal das konnte sie noch alleine.

So glitt sie langsam in eine Art Wachkoma. Später erfuhr sie, dass sie etwa drei Wochen lang auf der Intensivstation gelegen hatte, bevor sie wieder aufwachte.

Von da an fing ihr Körper langsam an, sich zu erholen. Nach und nach brauchte sie weniger Maschinen. Irgendwann konnte sie wieder sprechen. Schließlich konnte sie wieder selbst atmen. Und nach all der Zeit war das der erste Tag, an dem ihr Gedankenkarussell endlich langsamer wurde, auch wenn alles noch so unfassbar anstrengend war. Aber dank der Medizin, der Technik und des Krankenhauspersonals hatte Jane eine Zukunft. Wie auch immer diese aussehen mochte.

## **Mark**

Durch die Kontaktbeschränkungen hatte Mark überdurchschnittlich viel Zeit mit seinem großen Bruder David verbringen müssen. Die beiden waren dem meist aus dem Weg gegangen, indem sie die Zeit stattdessen mit ihren Computern verbracht hatten. Nicht, dass ihre Eltern davon begeistert waren, doch sie konnten David, der Ende März seine Ausbildungsstelle verloren hatte, schlecht etwas verbieten. Und was David durfte, durfte Mark auch.

David investierte seine Zeit nun in zwielichtige Internetforen, neue Freundschaften und neue, radikalere politische Ideologien. Er grenzte sich zunehmend von seiner Familie, europäischen Wertvorstellungen und der demokratischen Gesellschaft ab. Mark bereitete es zwar Sorgen, dass sein Bruder plötzlich Marks Anspruch auf Menschenrechte anzweifelte. Damit lag er voll im Trend, wenn man mal auf andere EU-Länder, wie zum Beispiel Polen sah. Solange David ihn in Ruhe ließ, kam Mark schon irgendwie damit klar. Auch wenn es weh tat.

So existierten die beiden für etwas mehr als fünf Monate halbwegs friedlich nebeneinander her.

Die Beziehung Davids zu ihren Eltern verschlechterte sich, was Mark nur durch Streite beim Abendessen mitbekam. Aber egal, wie oft Marks Vater drohte, David aus dem Haus zu werfen, und egal, wie oft Mark hoffte, dass er es wirklich tat, änderte sich nichts an der Situation. Mark ging dazu über, die drei zu ignorieren, das Geschrei und Tellerklirren aus der Küche mit 90er-Popsongs zu übertönen und mit seinem Freund Levi zu telefonieren.

Am 2. August traf Mark sich mit Levi am See. Ihre anderen Freunde hatten keine Zeit gehabt, weil sie im Urlaub waren. Levi war zu Hause, weil seine Eltern den Urlaub in Florida aus Sicherheitsgründen abgesagt hatten, und Mark war zu Hause, weil seine Eltern sich aus Geldgründen keinen Urlaub leisten konnten.

Der See war nicht mehr als ein kleiner Weiher am Stadtrand, aber er war gerade groß genug, um darin zu schwimmen, und die Wiese dort war gerade groß genug, um Fußball spielen zu können.

Der Tag war schön, bis David ihn ruinieren musste. Er war anscheinend von ihren Eltern damit beauftragt worden, Mark abzuholen. Seine Stiefel sprangen aus dem Auto ihres Vaters. Mark spürte sofort, dass er jetzt gerne überall wäre, außer hier. Als er zu den beiden rüber lief, sah er Mark komisch an. In einem Blick übermittelte er all die Geringschätzung und den Hass, den Mark die letzten Monate so erfolgreich ausgeblendet hatte.

„Hey, alles okay bei dir?“, fragte Levi. Mark wusste nicht, wie er darauf antworten konnte. Er strich Levi vorsichtig die Haare aus dem Gesicht. „Ja, alles gut“, log er leise. „Ich komme mit ihm klar. Er ist nur mein Bruder.“ Levi beobachtete Mark mit einem leicht besorgten Blick, als er aufstand. Er räusperte sich. „Ähm, okay, bis bald“, sagte er.

„Ja, hoffe ich doch“, antwortete Mark, schnappte sich seine Jacke und lief zu David.

Der beobachtete ihn ebenfalls. Aber er sah einfach nur verständnislos und wütend aus.

„Was ist falsch bei dir?“, fragte David, sobald Levi außer Sichtweite war. „Denk nicht, ich wüsste nicht, dass du mich nur provozieren willst.“ Mark verdrehte seine Augen.

„Es geht gegen die Natur des Mannes. Du bist einfach ekelregend“, fuhr David fort.

Mark gab sich alle Mühe, nicht zu lachen. Die Natur des Mannes. Er wusste zwar genau, worauf David anspielte, aber das war wirklich lächerlich. „Im Gegensatz zu dir gebe ich mir wenigstens Mühe, kein komplettes Arschloch zu sein“, murmelte er.

David schlug Mark ins Gesicht. „Versuch ja nicht, mir mit irgendwelchen schlaun Sprüchen zu kommen. Das ändert auch nichts an der Wahrheit.“

„Welche Wahrheit meinst du genau? Dass ich ihn liebe?“ Mark stockte. Ihm wurden zwei Dinge klar: Er war Hals über Kopf in Levi verliebt. Und dies war der denkbar schlechteste Zeitpunkt, um das laut auszusprechen.

David trat ihm mit seinen Stiefeln so fest in den Bauch, dass Mark die Luft wegblieb und er schmerzhaft auf den Boden knallte. „Was zur Hölle, David?“

David trat ihm ins Gesicht. „Halt die Fresse.“ Dann atmete er langsam durch und trat einen Schritt zurück. „Ich habe noch Hoffnung für dich. Du bist mein Bruder, und du bist noch jung und dumm. Aber es gibt Dinge, die ich einfach nicht erlauben kann. Ganz besonders nicht bei meinem Bruder. Ich will mich nicht für dich schämen müssen. Das behältst du für dich. Alles.“

„Danke“, röchelte Mark. Sein ironischer Tonfall ging irgendwo zwischen den schweren Atemzügen verloren. David grinste selbstzufrieden.

„Aber du weißt schon, dass du mich nicht verändern kannst, oder?“, fügte Mark hinzu, und sah, wie David das Grinsen aus dem Gesicht glitt. „Und ich werde nie im Leben einfach so meine Fresse halten. Arschloch.“

Mit letzter Kraft richtete er sich wieder auf. In diesem Moment fühlte er sich so stark wie seit Monaten nicht mehr. Und dann trat David ihm wieder in den Bauch, sodass er zurück auf den Boden fiel und nicht mehr aufstand.

Gegen seinen Willen liefen Mark Tränen über sein Gesicht.

Als seine Mutter ein paar Tage später seine blauen Flecken bemerkte, antwortete Mark nur, er sei beim Fußballspielen hingefallen. Mit dem Versprechen, dass er das nächste Mal besser aufpassen würde, ließ sie ihn wieder zum See gehen.

Levi, anders als Marks Mutter, merkte sofort, dass irgendwas nicht stimmte, obwohl Mark übers ganze Gesicht strahlte, als er ihn eine Woche später sah.

„Ich bin die Treppe heruntergefallen“, erklärte Mark wenig überzeugend.

Levi fuhr vorsichtig über die blauen Flecken auf seinem Oberkörper und seiner Schulter. „Und du bist dann ganz zufällig auf die Sohle eines Stiefels gefallen? Mehrerer Stiefel?“

„...Ja“, antwortete Mark nervös und wich zurück.

Levi ließ seine Hand fallen. „Und was ist wirklich passiert?“, fragte er besorgt.

„David ist passiert“, antwortete Mark endlich.

„Oh“, sagte Levi. Er wirkte etwas überfordert, zum ersten Mal seit langem. Das war süß. „Ich werde ihn umbringen.“ Mark sah ihn zweifelnd an. „Du hasst Gewalt.“

„Na und? Ich mache eine Ausnahme“, entgegnete Levi ihm grinsend.

„Bitte nicht“, sagte Mark und lachte auch. Levi sah ihn wieder so besorgt an. „Was kann ich tun? Ich meine, kann ich irgendwas tun, damit es besser wird?“

Ja, konnte er. Theoretisch. Mark schüttelte den Kopf. „Nicht wirklich, glaube ich.“

„Kann ich es wenigstens versuchen?“, fragte Levi und trat vorsichtig einen Schritt näher. Als hätte er Marks Gedanken gelesen. Oder es war einfach sehr offensichtlich, was er gerade dachte.

Mark schluckte und nickte nervös. Er zwang sich, Levi wieder in die Augen zu sehen. „Ich meine, versuchen kannst du es ja.“

Levi grinste wieder. Dann hob er vorsichtig Marks Kinn und küsste ihn.

## **Nick**

Nicks Freunde hatten für ihn eine Geburtstagsparty vorbereitet. Jetzt im September war das zum Glück erlaubt. Die Party war cool gewesen, auch wenn Nick sich an nicht mehr viel erinnern konnte,

aber die darauffolgende Woche in der Schule war schrecklich. Nicks Kopfschmerzen verschwanden erst am Donnerstag, was ein neuer Rekord war, und das Schwindelgefühl blieb sogar bis Samstag. Am Wochenende ging er zu seinem Vater. Ihre Beziehung war schon immer schwierig gewesen, weil Nicks Vater so hohe Erwartungen an ihn hatte. Er wollte, dass Nick alles erreichte, was er damals verpasst hatte. Irgendwie konnte Nick verstehen, warum es seinem Vater so wichtig war, dass er alles besser machte als er. Nick wollte auch nicht so enden wie er. Aber ausgerechnet seinen Tipps zu folgen, war dafür ja auch nicht der richtige Weg.

Wie immer ignorierte Nick alle Kommentare in diese Richtung und die beiden schauten stattdessen zusammen Filme und Sportsendungen. Mit genug Alkohol war alles auszuhalten. Ein bedeutungsloses Wochenende später ging er wieder in die Schule.

Die folgende Woche war nicht wirklich besser als die davor, was aber auch zu erwarten gewesen war. Nick hatte wieder Kopfschmerzen. Dazu kamen eine Matheklausur und zwei Vokabeltests, was seine Gesamtstimmung nicht wirklich verbesserte.

Vor der Matheklausur wurde er gerettet, weil er am Donnerstag in Quarantäne musste. Sein Vater hatte Corona, und er war eine enge Kontaktperson. Er hatte eigentlich keine Symptome, aber trotzdem musste er sich testen lassen. Er bekam von einer hübschen Arzthelferin ein Wattestäbchen bis fast ins Gehirn gesteckt.

Nick dachte sich nicht viel dabei, bis er ein positives Testergebnis zurück bekam. Jetzt mussten auch Nicks Freunde in Quarantäne, und Nicks Vater kam ins Krankenhaus. Einige von Nicks Freunden wurden auch positiv getestet. Doch auch dann machte Nick sich noch wenig Sorgen, da keiner von ihnen wirklich starke Symptome hatte. Aber der Zustand seines Vaters verschlechterte sich.

Nick rief regelmäßig im Krankenhaus an und telefonierte mit ihm, sogar als sein Vater irgendwann nicht mehr antworten konnte. Nick hatte ihm immer noch nicht wirklich viel zu sagen, aber er erzählte ihm von aktuellen Sportnachrichten. Nach drei weiteren Wochen starb er, ohne dass Nick ihn noch ein letztes Mal gesehen hatte.

Nur weil er keine gute Beziehung zu seinem Vater gehabt hatte, hieß das nicht, dass er ihm egal gewesen war. Jetzt bereute Nick das bedeutungslose letzte Wochenende und all die anderen, gleichermaßen bedeutungslosen Wochenenden. Im Grunde war es ein passender Abschluss für eine bedeutungslose Beziehung gewesen. Nick wusste nicht, was er anders gemacht hätte, wenn er gewusst hätte, dass dies ihr letztes Treffen werden würde.

Als er das seinen Freunden erzählte, wichen sie dem Thema aus, als würden sie sich genauso schuldig fühlen wie Nick. Oder es war ihnen einfach egal. Doch Nick konnte seinen Gedanken nicht so leicht ausweichen. Egal, wie sehr er es versuchte.

Er war froh, dass es keine große Beerdigungsfeier gab, sondern nur eine kleine Zeremonie. Er wollte nicht angeschaut werden wie der Junge, der vielleicht am Tod seines Vaters schuld war.



Als Nick nach Hause kam, knallte er die Tür etwas zu fest ins Schloss und lehnte sich dagegen. Wie dramatisch, dachte er, und diese komische Mischung aus Wut und Hilflosigkeit war wieder da. Seine Mutter auch. Sie schrie ihn wegen irgendwas an. Wahrscheinlich, weil er ihr nicht antwortete, aber es war ihm eigentlich gerade egal. Er hatte es ja verdient. Er war ihr gegenüber in letzter Zeit aggressiver geworden und, ach ja, er hatte seinen Vater umgebracht.

Irgendwann beruhigte seine Mutter sich und ihre Stimme drang zu ihm durch. „Es tut mir leid. Ich weiß, dass das alles... viel ist.“

„Ach, denkst du?“, antwortete Nick sarkastisch.

Seine Mutter seufzte. „Falls es dir irgendwie hilft, es war damals ein großer Schritt für ihn, dass er sich bei uns gemeldet hat. Er wollte wieder Kontakt zu dir.“ Ihre Stimme brach. „Und ich glaube, er hat dich wirklich lieb gehabt.“

Nick schwieg. „Denkst du, es ist meine Schuld?“, fragte er schließlich.

Nicks Mutter stockte. „Vielleicht, vielleicht auch nicht – das kann niemand wissen. Aber was für einen Unterschied macht das? Ich glaube nicht, dass er wollen würde, dass du dich schuldig fühlst. Er hat dich lieb gehabt, auf seine eigene Art und Weise. Er konnte das nur noch nie gut zeigen.“

Nick seufzte und lief ohne ein weiteres Wort hoch in sein Zimmer. Er wollte jetzt eigentlich nur allein sein. Bevor er die Tür schloss, drehte er sich aber noch einmal zu seiner Mutter um. „Ich hab dich lieb“, sagte er.

Sie lächelte überrascht. „Ich dich auch.“

## **Alex**

Manchmal fühlte Alex sich, als würde sie ertrinken. Immer dann, wenn ihre Mutter und ihr Bruder schliefen und niemand sie weinen hörte. Nicht, dass es die interessiert hätte, wenn sie es bemerkt hätten. Für sie war Alex nur die Enttäuschung der Familie. Einfach, weil sie sie nicht verstanden. Alex hatte schon lange aufgehört, ihnen Vorwürfe deswegen zu machen. Schön, sie war ihnen egal. Warum sollte sie das stören? Sie war sich selbst ja auch egal.

Eigentlich wusste Alex nicht mehr, warum sie überhaupt weinte. Die Gefühle waren einfach so normal geworden. Sie konnte sich nicht mehr daran erinnern, wie es vorher gewesen war. Die Zeit schien nicht zu vergehen und gleichzeitig war alles um sie herum so schnell. Und Alex hatte keine Ahnung, was sie dagegen tun sollte.

„Alexander, kommst du mal bitte?“, schrie ihre Mutter durch die geschlossene Tür. Widerwillig zog Alex die Kopfhörer von den Ohren. „Gleich“, antwortete sie.

„Es ist wichtig“, rief ihre Mutter wieder.

Alex seufzte und setzte sich auf ihrem Bett auf. Was genau sollte das Wort „wichtig“ denn überhaupt bedeuten? Ihrer Mutter waren auch Fernsehsendungen, Image und ihr Aussehen wichtig.

Widerwillig lief Alex in die Küche. „Es geht um deine Großmutter. Das Krankenhaus hat eben angerufen.“ Alex Mutter schluckte und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. „Sie ist... Sie ist gestorben. Vor einer halben Stunde.“

Alex Hände zitterten und sie steckte sie in ihre Taschen. Es war okay. Sie hatte es sowieso gewusst. Es war nur eine Frage der Zeit gewesen.

„Oh, Schatz“, sagte ihre Mutter und lief zu ihr herüber. Sie schlang ihre Arme um Alex und hielt sie fest. Alex starrte nur auf die Küchenuhr. Sie wollte so gerne das Glas des Ziffernblattes zerbrechen. Tick. Tick. Klack. Ihre Tür fiel hinter ihr ins Schloss.

Endlich war sie allein. Sie strich sich über die Schultern und schüttelte sich nervös. Alex mochte es nicht, wenn jemand sie berührte. Das war immer schon seltsam gewesen. Außer bei Oma.

Alex brach zusammen und lehnte sich gegen die Wand. Jetzt konnte sie auch weinen. Ihre Großmutter war die einzige Person gewesen, die Alex je verstanden hatte. Sie war, als sie noch in der Grundschule gewesen war, jeden Nachmittag bei ihr gewesen. Sie hatten die gemeinsame Zeit damit verbracht zu malen, zu basteln und zu backen, Federball zu spielen, Blumen auf der großen Wiese im Stadtpark zu pflücken und sich zu verkleiden. Normale Nachmittagsaktivitäten von normalen, lebendigen Menschen. Und jetzt war sie weg. Wer war überhaupt noch da?

Alex war, soweit sie es wusste, alleine. Alexander hatte eine Familie. Aber sie hatte nichts.

Was sollte sich daran ändern? Was sollte jemals wieder besser werden können? 2021 würde nicht anders werden als 2020. Damit sich etwas änderte – an der Pandemie, an der Klimakrise, an der Gesellschaft – müsste ein Großteil der Bevölkerung sein Verhalten jetzt grundlegend ändern. Aber Alex fiel es schwer, daran zu glauben. Ihre Gedanken drehten sich einfach weiter. Was für eine Zukunft würde sie jemals haben? In dieser Welt. In dieser Familie. In diesem Körper.

Sie sollte aufstehen. Alles rief ihr zu, aufzustehen. Doch sie konnte nicht.

Es war gruselig, wie egal Alex auf einmal alles geworden war.

Es wäre so einfach, das Glas neben ihr zu nehmen, es zu zerschlagen und durch ihren Hals zu rammen. Wen würde es interessieren? Hannah vielleicht. Aber der hatte sie gesagt, dass sie überleben würde und dass es ein Unfall wäre, wenn etwas passiert. Also musste es irgendwie wie ein Unfall aussehen. In ein paar Wochen hätten es dann alle vergessen. Was redete sie da? Mann, das konnte sie nicht ernst meinen. Aber eigentlich wusste sie, dass sie es ernst meinte.

Alex wollte nicht denken. Sie wollte alles, nur nicht mehr denken. Warum war das denn so schwer abzustellen? Sie wollte nicht denken und vor allem nichts mehr fühlen.

Wie würde ihre Mutter sie in Erinnerung behalten?

Es war still in der Küche, abgesehen von dem leisen Schluchzen von Alexanders Mutter. Sie hätte warten sollen, es Alexander zu sagen. Sie hatte doch gewusst, wie wichtig seine Großmutter für ihn

gewesen war. Sie war nie eine besonders gute Mutter gewesen. Wie ihre Mutter damals. Dafür war die eine halbwegs gute Großmutter gewesen, als wollte sie es damit wieder gut machen. Und sie hatte Alexander wirklich geholfen. Sie hatte ihren Sohn so verstanden, wie es sonst keiner gekonnt hatte.

Also entschied sich Alexanders Mutter, sie so in Erinnerung zu behalten.

### **Karolina**

2020 war vieles anders als in den Jahren zuvor, und vieles war schwerer. Im neuen Jahr haben sich unsere Probleme nicht einfach in Luft aufgelöst. Inzwischen ist es mehr als ein Jahr her, dass die ersten Coronafälle in Deutschland auftraten, und die Situation ist nach wie vor kritisch. Auch wenn wir uns das alle gewünscht hätten, sind wir noch nicht über die Krise hinweg.

Doch wir haben mehr Erfahrung und wissen, welche Schritte sinnvoll sind. Außerdem haben wir durch erhöhte Testkapazitäten, neu entwickelte Apps zur Kontaktnachverfolgung und mehrere Zulassungen für Impfstoffe neue, vielversprechende Chancen. Dazu müssen jedoch alle, oder zumindest ein großer Teil der Menschen, mithelfen.

Es ist oft schwer, mich noch zu motivieren und nicht die Hoffnung zu verlieren. Aber mir ist bewusst, wie unglaublich privilegiert ich in meiner momentanen Situation bin. Am schwersten fällt es mit, meine Verwandten und meine Freunde nicht treffen zu können und das Gefühl zu haben, ihnen nicht mehr nahe sein zu können. Doch ich habe die Möglichkeit, mit ihnen zu telefonieren und zu videochatten. Meine Gedanken gelten allen, die Familienmitglieder oder Freunde durch die Pandemie verloren haben.

Hinter den Statistiken der Coronatoten stehen Menschen und deren Geschichten. Das müssen wir uns in Erinnerung rufen, wenn wir über Lockerungen und Öffnungen nachdenken. Aber auch hinter den Statistiken der Kurzarbeiter, Arbeitslosen und Insolvenzverfahren stecken Menschen und Geschichten. Genauso wie hinter Wartelisten für Therapieplätze und Selbstmordstatistiken.

Ich wünschte, ich könnte meine Freunde treffen. Ich wünschte, ich könnte normal in die Schule gehen. Ich wünschte, ich könnte ins Restaurant und ins Kino und in die Stadt und in den Urlaub. Ich würde gern ein normaler Teenager sein. Doch ich könnte nie damit leben, dass meine Ignoranz das Leben anderer Menschen gefährdet. Wer könnte das schon?

Und dennoch scheint es viel zu vielen viel wichtiger zu sein, dass die Geschäfte öffnen und dass man wieder Ski fahren gehen kann. Ich fühle mich angesichts dessen machtlos. Diese Krise ist einfach nicht allein zu bewältigen. Wir müssen zusammenhalten. Alle von uns. Weltweit, in Europa, in unserem Land und in unserer Stadt. Aber angefangen bei den Menschen, die uns nahe stehen. Zusammenhalt und Empathie sind gerade jetzt wichtig, genauso wie Ehrlichkeit und Offenheit. Gemeinsam haben wir eine Zukunft. Gemeinsam werden wir überleben.